

# Berliner Tageblatt

## und Handels-Zeitung.

Die unterlangt eingelebte Verantwortlichkeit übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Seebohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

### Keims Ausgang.

Den überzeugten Anhängern des Weltfriedens sind heute wie immer zwei Aufgaben gestellt: einmal nämlich alles zu tun, was die Harmonie unter den Kulturenationen verschärfen kann; zum zweiten aber alles zu bekämpfen, was diese Harmonie zu zerstören droht. Die Festigung der Grundlagen des Weltfriedens ist ein Ziel, das nur in kleinen Clappen und langen Zeiträumen erreicht werden kann; und bisweilen hat man das bekennende Gefühl, daß der ewige Friede im Kampfe seine Einnie zu unterbreiten droht. Auch die zweite Friedenskonferenz vom vorigen Jahre hat genau wie ihre Vorgängerin von 1899 uns gelehrt, befehlen zu sein und abertriebenen Erwartungen zu entsagen.

Um so notwendiger ist es, die Bedingungen zu befestigen, die ihre Aufgabe in einer Beschäftigung der internationalen Vögelte leben. Wenn schon eine Vögelte in der Propaganda des Friedensgedankens sehr eine Grenze gesetzt sind, so soll es wenigstens in einem Maße dafür sorgen, daß der Gehern und Brunneneingestern das Handwerk geleht wird. Aus diesem Grunde begrüßen wir es als einen Erfolg, daß sich das Präsidium des Stottenevereins genöht gesehen hat, auf der gestrigen Versammlung des Stottenevereins in Kassel seine Kente niederzulegen.

Ob diese Demission ernstlich gemeint ist, das wissen wir freilich nicht; vielleicht frägt sich Herr Keim mit dem Gedanken, nach einer neuen Route wie der Rhein zu streuen zu können. Wir trauen ihm wenigstens zu, daß er aus Kassel mit dem Gedanken abgerückt ist: Der Kaiser wird mich wiedersehen. Aber selbst wenn diese Möglichkeit vernünftigt werden sollte, so wäre doch Anlaß und Ausland über die Lage genöht aufgeführt. In diesen Falle würde aus dem Stottenevereins, der ein nationaler Verband zur Abgrenzung unserer Sergetung sein sollte, eine Glone von Sergetrofen nach Art des alldentschen Verbandes und ähnlicher Vereinte. Man würde ihm gegenüber Kulturgebüde üben, aber man könnte ihn abschließen, wenn er die nationalen Zitel zu zerstören versuchte.

Es wird nicht an Stimmen fehlen, die den Ausgang der Kassel Tagung beklagen. Auch geben wir zu, daß der Kassel Tagung der Kaiser in aus dem Stottenevereins im ersten Augenblick den Eindruck erwecken könnte, als bestände nicht bloß innerhalb des Stottenevereins, sondern auch in Sachen der deutschen Dinge ein Zwiepalt zwischen Nord und Süd. Aber wer die Frage nicht bloß oberflächlich betrachtet, der wird diese Bedenken nicht sehr hoch anschlagen. Die Wapern haben zu oft gezeigt, daß sie den Wert und die Bedeutung einer deutschen Flotte zu wärdigen wissen, als daß sie jetzt wegen eines internen Vereinsstreits auch in ihrer Stellung zur Flotte schwankend werden könnten. Sie schätzen einfach die Flottenbauwünsche ab, um Flottenpatrioten finden zu können. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß es der größte Teil der bisherigen Mitglieder des Stottenevereins nicht ändern würde. In jedem Falle hat der Stottenevereins aufgehört, Schaden zu können. Was übrig bleibt, das interessiert die Sergetlichkeit nicht weiter. Wir könnten die schönen Worte des Stottenevereins sich

selbst und ihrem gesteigerten Selbstbewußtsein überlassen, wenn wir nicht noch mit Herrn Keim persönlich abzurechnen hätten. Der von Herr Keim in der Öffentlichkeit geäußerte Gedanke, eine Rolle im nationalen Leben des deutschen Volkes zu spielen, wenn er sich nicht in einem einzigen Punkte gründlich berechnete hätte, nämlich in der Wertung der Presse. Herr Keim glaube aber die deutsche Presse eine Art von Oberkommando führen zu können. Wie er dabei verfuhr, das hat er gestern in Kassel mit verbältnißvoller Klarheit ausgedrückt. „Ich habe sofort nach der Kölner Tagung“, so erzählt er, „den Zeitungen, die mit mir stehen, ein Telegramm geschickt des Inhalts: „Bitte alles vermeiden, was Bayern verletzen könnte. Frieden pfeifen Keim.“

Wir erinnern uns nicht, ein solches Telegramm gesehen oder bisher von ihm gehört zu haben. Herr Keim hat uns wohl damals schon seine Weisungen nicht für wärdig gehalten, und die von ihm begnadeten Zeitungen dürften das Telegramm mit einem Ausbruch unparlamentarischer Grobheit in den Papierkorb befördert haben. Aber für Herrn Keim ist dieses Telegramm charakteristisch. „Frieden pfeifen“ Herr Keim kommandiert, und die Zeitungen pfeifen. Diese Annahme des geschäftsführenden Beamten irgendeines Vereins ist zu drollig, als daß man ihn deshalb böse sein könnte. Aber hätte Herr Keim eine Ahnung von der deutschen Presse, dann hätte er wenigstens die Telegrammverleumdung gelassen. Die Presse hätte auch wirklich viel zu tun, wenn sie die Besuche der zahllosen Geschäftsführer aller möglichen Vereinte ausgrenzen könnte.

Aber damit noch nicht genug; Herr Keim hat gestern auch wie ein Hochverräter über einen Artikel geschimpft, der die Heberkritik tragt: „Reichswohl und Flottenverein“. Nach dem ersten Bericht mußten wir annehmen, daß Herr Keim einen Artikel des „Berl. Tagebl.“ gemeint habe. Nach den uns jetzt vorliegenden weiteren Berichten hat er es nicht einmal gewußt, in welchem Blatte dieser ihm so verächtliche Artikel eigentlich gestanden haben sollte. Nachdem wir es sich heraus, den Artikel „infern“ und seinen Verfasser einen „infern Keim“ zu nennen.

Wir müssen zunächst feststellen, daß ein Artikel mit der von Herrn Keim genannten Heberkritik: „Reichswohl und Flottenverein“ uneres Wissens im „Berl. Tagebl.“ nicht gestanden hat. Sollte indessen in dem Artikel wirklich nichts anderes gesagt worden sein, als was Herr Keim behauptet, nämlich daß die Agitation des Stottenevereins uneres Friedens mit England gefährde, dann scheint uns dieser Artikel, der Keim auf dem Kopf getroffen hat, sehr merkwürdig. Er mag das Rücksichtlose sein, obgleich man bis in die letzten Tage hinein nachweisen konnte, daß sich die englischen Gegner des Deutschen Reiches für ihre Forderung eines beschleunigten Ausbaues der englischen Flotte immer wieder auf die Agitation des Deutschen Stottenevereins berufen. Aber wenn Herr Keim eine solche Behauptung „infern“ und den Verfasser einen „infern Keim“ nennt, dann ist er selbst wohl kaum noch ernst zu nehmen. Mit solchen Schimpfereien mag er bei seiner Glone einer Anplaus provozieren; bei jedem Unbefangenen erweckt diese Klappschermethode physischen Widerwillen.

Doch so aber so; Herr Keim hat aufgespielt, mit oder ohne Flottenverein. Es ist gut so. Mit seiner Verleumdung wächst die Hoffnung, daß das deutsche Volk mehr und mehr den gefährlichen Krampfkrampf des Chauvinismus aus seinem Körper ausschneiden wird. Es liegt im Sinne des

Weltfriedens, den Typus des miles gloriosus, unter dem wir schon allzulange gelitten haben, kaltzustellen.

### Coltoi über das preussische Enteignungsgesetz.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 20. Januar. Der „Matin“ veröffentlicht heute einen Brief des Tolstoi an Genral Sivinski über das preussische Enteignungsgesetz gegen die Polen. Der russische Diktator stimmt mit dem Gesandten, daß die Zeit der gewalttätigen Regierungen gekommen sei. Alle regierenden Kaiser, Könige und Minister, selbst einflussreiche Parlamentarier, kurz alle, die noch von der Idee des Staates hynostisiert seien, wäeren Leute von delatenter Moral und mühten es sein, um ihren Beruf erfüllen zu können. Aber nicht nur die Gegenwart, auch die Vergangenheit erfüllt die Zeit mit Jern und Efel. Nur ein unangenehmer Geruch läßt er gelten. Marc Aurel, alle übrigen sich seinen Verbannungsartikeln verfallen. Für die Regenten von heute hat er nur Mitleid übrig — nicht gegen ihre Personen selbst, sondern gegen das Vorurteil von der Notwendigkeit des Staates, das christliche Ueberzeugungs widerspreche und für moderne Humanität ein Hindernis ist. Zur Enteignungsfrage selbst sagt er: Ich empfinde mehr Mitleid mit den Göttern und Beschützern dieses Wintermorgens als mit den Polen; diese werden die bessere Rolle spielen. — In einem anderen Saale und unter anderen Verhältnissen werden sie bleiben, was sie gewesen sind. Aber ich beklage die Unterdrücker, beklage die Menschen, die einem Volk, einem Staat von Räubern angehören und sich mit ihm solidarisch erklären.

Brüssel, 19. Januar. (Privat-Telegramm.) Die folgenden Blätter veröffentlichten die Antworten belgischer Schriftsteller und Gelehrter auf den bekannten „Brief Stenkiwicz“ in der Polenfrage. Sie übreten sich durchweg für die Polen und gegen die preussische Regierung aus. Unter den Antworten befindet sich auch die Materlin's, der den Gesandten als „infern“ bezeichnet und hinzusetzt: Ich hoffe noch, um der Ehre und der Ehre eines großen Volkes willen, daß ich adie, daß es in der letzten Minute vor einem solchen Unrecht zurücktreten wird. Die Ungerechtigkeit der Polier ist heute unvergleichlich viel schwerer und unversöhnlicher als früher, denn es ist ihnen ein Gewissen geworden, das jeden Tag mächtiger und erkennbarer wird.

### Zum Staatskonflikt in Oldenburg.

(Von unserem Korrespondenten.)

Oldenburg, 19. Januar. Mit der in der Sonnabendabendausgabe des „Berliner Tageblatts“ veröffentlichten, im ganzen Verzugum freudigt begünstigten Antwort des Großherzogs an die oldenburgischen Verordnungsgeber ist die Angelegenheit des Byroverfallmatters v. Wendt herin nun nicht völlig erledigt. Zur vollständigen, gütlichen Beilegung des Konfliktes ist erforderlich, daß Herr v. Wendt sein Entlassungsgesuch zurücknimmt. Dies dürfte formell gewisse Schwierigkeiten haben; doch ist bei dem beiderseitig vorhandenen guten Willen eine glückliche

### Der Junker v. d. Marwitz.

von J. Kastan. (Nachdruck verboten.)

Goethes bis zum Ueberdruß oft angesehenes Wort von dem höchsten Glück der Erdenkinder, das doch allein in der Persönlichkeit besteht, kommt einem unwillkürlich immer wieder zum Bewußtsein, sobald man sich eben solchen Glückseligen gegenübergestellt findet. Dann empfindet man so recht lebendig, man wäre zu lagen verurteilt, so recht greifbar die Endlichkeit, die in jeder Sprache heßt. Dieses letzte, dieses höchste irdische Glück aber war von einem gnädigen Gesichte einem Manne verliehen, dessen Leben in die Firmisheit, in die lurchbarste Zeit fiel, die unser Staat und unser Volk während ihres ganzen geschichtlichen Daseins durchwandern sollten. Das Bild dieses Mannes lebt in der Erinnerung der Nachfahren fort als die Verkörperung des tugendhaften mährlichen Junktums. Man hat ihn lurchzig den mährlichen H-der Erzjanter genannt und noch viele, viele Jahre nach seinem Tode hat ihn die bekannte „Kette, oder mächtige Partei“ als leuchtendes Muster und Vorbild für ihre Anhänger gepriesen und seine Anschauungen über Staat und Gesellschaft als einzig maßgebende verstanden lassen, während die Gegner in ihm den wahren politischen Weltweisens erblickten. Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz ist, den wir meinen, dessen wahres Wesen jetzt erst von den wärdigen Einstellungen gerettet vor unsern Augen erschleht.

Dieses große Verdienst hat das Andenken einer geschichtlichen Gestalt hat sich Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz als der herausragende Heldenschriftsteller erworben. Und zwar wie sie v. d. Marwitz selbst, zunächst freilich nur für die Gemein, verfaßt hat, und nicht wie sie Marwitz Fremder, der keine Sorge eines großen Wäeres, zu Ruh und frommen der reaktionären Glone um Friedrich Wilhelm IV. fälschen zu dürfen geglaubt hat. Es mag für die gegenwärtig zu so großer politischer Macht gelangten konservativen Parteien nicht angenehm sein, jetzt nach einem halben Jahrhundert zu erfahren, wie der erste Herausgeber der Marwitzschen

Schriften mit ihnen umgeprungen. Aber die beschämende Tatsache ist eben nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Um der konservativen Sache zu dienen, wurden die Aufzeichnungen des allerdings in seinem Junktrop, aber auch in seiner geistigen Unerschrockenheit unbefangenen Mannes mifflächlich verunmündet. In manchen Einblende fiel gelegentlich wie Friedrich Meißel ausdrücklich verzeichnet, „eine keine Fälschung, um Leben und Bewegung, die für eine ganz andere Zeit und andere innere Kämpfe geschrieben waren, noch für den Kampf gegen die Folgen der Revolution von 1848 wirksam zu machen.“ An mehr als taufend Stellen hat Marwitz Niebuhr an der Marwitzschen Heberkritik Änderungen vorgenommen, trotzdem er am Schluß seines Vorwortes zu der von ihm beklagten Ausgabe verzeichnet, daß, von wenigen Ausdrücken abgesehen, nur weggelassen, nicht geändert sei.

Jetzt erst lernen wir durch die neue Ausgabe der Marwitzschen Schriften den wahren Marwitz mit allen seinen Schrecken und Efen, mit allen seinen Eigenheiten und allen seinen Eigenschaften, mit seinem hellausflammenden Jern gegen Niebuhr, gegen Bühlroft, gegen unumändliche Jandhaftigkeit, gegen Verschämtheit und gegen Entschuldigbarkeit; gleichwohl, wo ihm diese von ihm in tiefer Seele gehaltenen menschlichen Schwachheiten begegnen mochten. Jetzt erst, da die Denkwärdigkeiten die Tagebücher, die Briefe, die politischen Schriften einer Persönlichkeit von einer so ungewöhnlich stark ausgeprägten Physiognomie wie die v. d. Marwitzens in unerbülicher Treue vorliegen, jetzt erst empfinden wir ihren ganzen Zauber, ihre hineinziehende Gewalt, ihre leuchtende Schönheit; jetzt erst gewahren wir, daß dieser dem mährischen Soldaten, hinter dem lurchbarlichen Beurteiler alles lurchen, alles angerungenen Scheinweises, hinter dem räcksichtlichen Draufgänger ein den zarten Regungen sich hingebendes Gemüt, ein, um ein Wort Carlhies zu gebrauchen, „unartikuliertes Wort“ steht. Als Niebuhr seine erste Ausgabe der Marwitzschen Schriften hinausgabte in die damalige politische Welt, verfolgte er einen ganz bestimmten, höchst einseitigen Parteilichkeit. Mit einem unüberwindlichen Selbstgefühl tritt er aus: „Sein Wort wird jetzt nicht mehr die ungehört verfallende Stimme eines Predigers in der Wüste sein; das Wort wird erwecken, aber vielen Lebensnahrung bringen.“ Nun, das jetzt wärdende und

heranreifende Geschlecht sieht zu der neuen Veröffentlichung der Marwitzschen Denkwärdigkeiten ganz anders. Und das ist für den Verfasser wie für den Leser ein wahres Glück. Mit der zeitlichen Entfernung hat die überbeide Gestalt das meiste von dem verloren, was ihr bisher nur noch als befreiend wirkende Eigenheit anhaftete. Dafür leuchtet der edle Menschliche Menschliche, das was in der letzten Grunde künstlerische Moment in ihr um so heller hervor. Seine Ansichten über manche der bereits geschichtlich gewordenen, das heißt unwiederbringlich vergangenen Zustände in Staat und Gesellschaft werden bei dem vernünftigen Leser — und hoffentlich werden nur solche zu dem Gange greifen! — keinerlei daß mehr erregen. Das ist ganz licher. Ob sie vielen, wie Marwitz Niebuhr behaupten durfte, heute noch „Lebensnahrung“ bringen werden, mag bezweifelt werden. Aber das sollen sie ja beides nicht. Sie sollen lurchtagt weder daß erregen, noch Lebensnahrung bringen. Sie sollen einfach Ruhe geben von dem Wesen und Wätern eines mit ungewöhnlichen Gaben des Geistes und des Gemütes ausgedühten Menschenfindes, dem es beschienen war, alles Höher und alle Tiefen — leidet die letzten dieser — des Daseins anzugreifen. Wie das der Verfasser in seinen Tagebuchaufzeichnungen erzählt, das zeigt vor jenen angehörenen, oft künstlerischen Gestaltungsbereitungen, dem man gerade unter unferen Meinetensdrehern so ungemüht selten begegnet. Immer man den unformlichen Band zur Hand — er enthält außer der vortrefflichen 57 Seiten starken Einleitung über 700 Zeilen, wohlgerneht in Legionformat! — dann überkommt einen ein geöhliches Gefühl.

Allen dieses Gefühl legt sich gar bald und macht einer von Seite zu Seite sich Neigenben Anteilnahme an der Verändlichkeit — also doch wiederum die Gesellschaftsprägung! — und an der Darstellung. Man wird unwillkürlich gefesselt von dieser lurchenlos geschlossenen Anordnung, auch dort noch, wo wir ihr nur wie einem Naturphänomen gegenüberstehen. Durch und durch ein Meißel, aber einer von der großen Sorte, ist ihm nichts mehr jüwäer als das entwandene literarisch-ästhetische Gewand, wie es unter den „Gebildeten“ seiner Zeit im Schwanen ging, und das eben in verbreitete philosophische Schwanen um fälschliche Begriffe. Wo er auf diese Dinge zu sprechen kommt, da gerät er in eine wahre Wut, da kennt kein innerer Jern keine Grenzen. Er ipreit förmlich Gift,

\*) Verlag von Ernst Siegfried Mittler u. Sohn (Berlin).